

[s.n.]

Autor(en): **Raupach**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **24 (1941)**

Heft 8

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wer sein Recht nicht wahret, gibt es auf.

Raupach.

sig, er verbinde sich mit einer inbrünstigen, mystischen Naturalität und vertrage sich mit pantheistischen Ideen. Offenbar sei die Persönlichkeit des Gottes, die dem Träumenden erschien, nur die poetische Personifikation des Gefühls, *das Feuer aber* — Licht, Liebe, Kraft — das die ganze Natur durchstrahlt und durchwärmt, «sei Kellers eigentlich-philosophische Gottesvorstellung gewesen (!). Die innige Gottnaturverehrung sei für den werdenden Künstler die ethische, ja metaphysische Grundbedingung seines Schaffens gewesen (!) Er habe sich keine gedeihliche und wahrhafte Kunst denken können ohne diese tiefreligiöse Liebe zu dem in der Schönheit und Weisheit der Natur sich offenbarenden Schöpfer» (!). Soviel gelehrte Phrasen, wo doch die Sache so furchtbar einfach war.

Die Münchenerzeit

April 1840—Oktober 1842.

Mit 21 Jahren konnte Gottfried Keller nach München an die Akademie übersiedeln, um sich für den Beruf eines Kunstmalers ausbilden zu lassen, den er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Ein Zeitgenosse Kellers, Reinhard Sebastian Zimmermann (1815—1893) schildert in seinen «Erinnerungen eines alten Malers» das damalige Künstlerleben in München wie folgt:

Man macht sich kaum einen Begriff, was für junges Volk sich damals auf der Akademie herumtrieb. Sie war ein Rendez-vous für eine grosse Menge jugendlicher Müssiggänger, welche nur bei schlechtem Wetter oder etwa an bösen Wintertagen hier zu treffen waren, sonst aber überall anderswo. Ich konnte nicht begreifen, wie man so ohne Wahl beinahe jeden, der sich meldete, aufnahm. Ein ehrliches und methodisches Studium der alten Meister in der Pinakothek fehlte. Auch Friedrich Pecht, der gleichzeitig mit Keller und Zimmermann in München studiert hatte, schrieb vom tastenden und suchenden Antididaktentum damaliger Münchener Künstler.

Das Geld, das mit Mühe und Not aus einem ererbten Gültbrief flüssig gemacht werden konnte, ging langsam zur Neige. Keller lebte sehr oft in bitterer Not, nicht nur der knappen Mittel wegen, die er von zu Hause erhielt, sondern oft auch deswegen, weil er das Sparen nicht erfunden hatte. Zeitweise lebte er recht flott aus eigenem und fremdem Gelde und genoss das Künstlerleben samt der edlen Kunst zu faulenz aus vollen Zügen.

Wenn er auch zeitweise fleissig malte, so fuhr doch der Teufel des Müssigangs immer wieder in ihn, oder es hinderte ihn der Mangel an Stimmung am arbeiten.

Er hatte Pech mit seinen Bildern, die ihm niemand abkaufte oder die ihm verbrannten, wenn er sie zum Trocknen an den Ofen stellte, oder beschmutzt wurden, als er sie heimschickte an die Ausstellung.

Auf die Ermahnungen der Mutter schrieb Gottfried nach Hause, dass er auch täglich an Gott denke, und auf ihn vertraue, wenn er schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere um dort zu schlafen.

Im Herbst 1842 war seine Not so gross, dass er alles, was er gemalt hatte, bei einem Trödler zu einem Schundpreise verkaufen musste, dazu seine Flöte und ein goldenes Ringlein, dass er Fahnenstangen anstreichen musste um kärglichen Lohn

und sein umerschütterliches Vertrauen auf den himmlischen Proviantmeister sogar «flöten» ging. Nach 2½-jähriger Abwesenheit zog der völlig abgebrannte Keller wieder heim zur Mutter, das schöne München wurde als

Ein liederliches, sittenloses Nest bezeichnet,
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heiligenbilder, Knödel, Radiweiber.

Aus einem Briefe, den Gottfried am 19. September 1841 aus München der Mutter schrieb, entnehmen wir folgende Stelle, die für sein damaliges Denken charakteristisch ist:

«Ich gehe öfters in die Kirche, aber, nicht in unsere, sondern in katholische und griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie (die Geistlichen) ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessen ungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinssprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkauen.»

Aus der Münchenerzeit wäre noch aus dem grünen Heinrich, also aus der dichterischen Darstellung von Kellers Leben, die Episode mit dem Maler Lys zu erwähnen. Dieser liess ein Mädchen der gemeinsamen Bekanntschaft, die Agnes, sitzen, nachdem er ihr zuerst den Hof gemacht und in ihr allerlei Hoffnungen geweckt hatte. Der grüne Heinrich begleitete nach dem Maskentheaterbummel den halbtrunkenen Lys aus Rosaliens Forsthaus nach München zurück und benutzte diese Gelegenheit, seinem Freunde Lys über sein Benehmen gegenüber Agnes Vorstellungen zu machen, die bis zur Beschimpfung führten. Er ruft ihm zu «Entweder sollst Du einmal Treu und Ehre halten oder ich will es Dir in die Seele hinein beweisen, dass Du Unrecht tust. Das kommt aber nur von dem gottlosen Atheismus! Wo kein Gott ist, da ist kein Salz und kein Halt!» Lys erwiderte ihm: «Lass den lieben Gott aus dem Spiel. Ich würde mit ihm wie ohne ihn ganz der gleiche sein. Das hängt nicht von meinem Glauben, sondern von meinen Augen, von meinem Hirn, von meinem ganzen körperlichen Wesen ab». Darauf wieder der grüne Heinrich zornig: «Jedenfalls von Deinem Herzen — Dein Herz kennt keinen Gott, Dein Glauben oder Dein Nichtglauben vielmehr ist Dein Charakter, worauf Lys mit starker Stimme donnerte: Nur hab ich genug. Ich weiss, wie Du's meinst, denn ich kenne diese unverschämte Sprache der Hirnspinner und Fanatiker».

Lys forderte den Grünen Heinrich zum Duell, das aber dann von ihm nach einigen Gängen abgebrochen wurde mit Aussöhnung und Abschied ohne Freundlichkeit.

Und eine zweite Stelle aus dem Grünen Heinrich, das Flötenwunder.

In seiner höchsten Not, als er drei Tage lang nichts gegessen hatte, erwachte er am vierten ernstlich schwach und unwohl. Da gedachte er der Mutter nicht anders als ein verlaufenes Kind und damit fiel ihm auch ihr, der Mutter Schutzpatron und Oberproviantmeister, der liebe Gott, wieder ein, «der mir zwar immer gegenwärtig war, aber nicht als Kleinverwalter. Und da in der Christenheit das objektlose Gebet damals noch nicht eingeführt war, . . . (Das ist ein Hieb des 60-jährigen Keller gegen die Reformtheologie) entwickelte sich auf dem dämmernden Grund meiner Seele etwas wie ein Gebet, wovon ich nicht erkennen konnte, ob es ein Fröschelein oder ein Krebslein werden wollte». Wie er die Augen wieder öffnete, sah er einen Glanz aus einer Ecke des Zimmers herüberleuchten. Es war das von einem Blitzableiter reflektierte Licht, das die metallene Klappe der Flöte traf und in ihm den Ge-

*Nichts gegen die Barmherzigkeit; aber
alles gegen den Barmherzigen, der sein
Daseinsrecht aus den Wunden der
andern bezieht!*

Max Frisch.